

Gabriele Haug-Schnabel

Läßt die Natur des Menschen ihm Raum für Kultur, Erziehung und Humanität?

Gabriele Haug-Schnabel, Dr.,
Forschungsgruppe Verhaltens-
biologie des Menschen, Kan-
dern

1. Der Mensch: ein Natur- und Kulturwesen

Ist der Mensch als Natur- und Kulturwesen in der Lage, sich

mit freiem Willen für ein vernünftiges und von Humanität getragenes Handeln zu entscheiden? Kann er z.B. seiner Aggressionen Herr werden?

Die Humanethologie erforscht die Natur des Menschen (Haug-Schnabel 1992). Sie fragt nach seiner biologischen Mitgift, die die Entfaltung der Zivilisation und Kultur möglich gemacht hat. Die Soziobiologie, eine Nachbarwissenschaft, hat sich zum Ziel gesetzt, die biologischen Wurzeln unseres Sozialverhaltens zu ergründen und herauszufinden, inwieweit unsere Fähigkeit, Kultur zu entwickeln, ebenfalls von biologischen – streng genommen genetischen – Faktoren bestimmt wird: die logische Folge aus der Tatsache, daß der Mensch in der organischen Evolution entstanden ist und sich körperlich, so z.B. auch sein Gehirn, unter den Bedingungen der Evolution entwickelt hat. Aber selbst die Soziobiologie behauptet nicht, daß die kulturelle Evolution allein im Biologischen verwurzelt bleibt, ohne eigene Gesetzmäßigkeiten zu entwickeln, die über die Mechanismen der organischen Evolution hinausgehen.

Überall, wo der Mensch Werkzeuge herstellt und sein technisches Know how weitergibt, wo er bewußt über seine Existenz nachdenkt und die Ergebnisse seines Nachdenkens in Symbolen, Riten und Moralvorstellungen »entäußert« überall dort stoßen wir auf Kultur. Ausgrabungen und Höhlenzeichnungen zeigen uns, daß unsere Vorfahren bereits vielfältige Kulturformen hatten (Wuketits 1990). Man hat lange nicht bedacht, daß auch das Sozialverhalten ein Produkt der Evolution ist,

ebenso unser menschlicher Geist, der sich in den bisherigen 4 bis 5 Millionen Jahren der Menschheitsgeschichte der Hominiden, über Australopithecus, Homo habilis, Homo erectus zum Homo sapiens sapiens herausgebildet hat, z.B. das Bewußtsein unserer selbst, das Wissen, daß wir sterben müssen. Oder die Fähigkeit der Zeitrepräsentanz, die uns ein Erinnern an gestern, ein auf gestern und morgen abgestimmtes Heute und das Wissen um zukünftige Bedürfnisse, Ängste, Gefahren und Chancen ermöglicht.

2. Interdisziplinäres Nachdenken über den Menschen

Diese Fragen interdisziplinär anzugehen, ist forschungsgeschichtlich neu. Geisteswissenschaftliche Ideen und naturwissenschaftliche Vorstellungen über den Menschen bekämpften sich erschreckend lange. Die Arbeitsweise und die Ergebnisse beider Großdisziplinen galten als unvereinbar. Es kam zu aggressiven Akten, zur Diffamierung von Naturwissenschaftlern und zur massiven Behinderung ihrer Forschung. In dieser Hexenkessel-Situation veröffentlichte die Zeitschrift »American Psychologist« im Juli 1972 eine Erklärung von 50 führenden Wissenschaftlern, die sich engagiert für freie Forschungsmöglichkeiten zur Rolle der Vererbung im menschlichen Verhalten und gegen jede Form der persönlichen Unterdrückung von Wissenschaftlern und gegen jeden moralistischen Fehlschluß aussprachen. »Wir richten diesen Aufruf an Sie alle, weil wir als Wissenschaftler glauben, daß menschliche Probleme am ehesten durch wachsendes Wissen gelöst werden können, und daß solcher Wissenszuwachs weit eher zur Vermehrung menschlichen Glücks beiträgt als ideologisch-dogmatische Forschungs- und Lehrverbote« (deutsche Übersetzung in Neumann 1979).

Sobald von der Natur des Menschen die Rede ist, also unsere Stammesgeschichte oder gar unsere genetische Ausstattung zur Sprache kommt, wittert manch einer einen klaren Hinweis auf naturgegebene, also unwiderruflich festgelegte Anlagen in uns. Es scheint um biologische Programme zu gehen, von denen viele annehmen, daß sie bereits fertig – ohne die Möglichkeit zur Abänderung durch äußere Einflußnahmen – zur Welt gebracht werden. Und der Vorwurf des biologischen Determinismus, der Deutung aller menschlichen Phänomene durch biologische Fakten oder Theorien, wird nicht lange auf sich warten lassen.

Naturgegebene Anlagen, Verhaltensdispositionen, ein biologisch bedingtes Verhalten, all diese naturwissenschaftlichen Begriffe lassen den Menschen auf den ersten Blick festgelegt und unfrei erscheinen. Aber die Erkenntnis, daß ein Verhaltensimpuls, von dem man bisher annahm, er wäre allein im Laufe der Sozialisation entstanden, in Wirklichkeit bereits in der menschlichen Natur verankert ist, diese Erkenntnis ändert nichts an der Wahlfreiheit des einzelnen, diesem Impuls zu folgen oder ihm zu widerstehen. Unsere Antriebsstruktur ist genetisch festgelegt. Unsere Gefühle wie etwa Hunger, Durst, Zorn, Neugierde, Spielfreude, sexuelle Begierde und Zuneigung sind ererbt, was aber keineswegs zwangsläufig zur Folge haben muß, daß wir diesen Gefühlen immer und sofort nachgeben müssen, wenn sie auftreten, wie Hungerstreik, sexuelle Enthaltsamkeit, Aggressionsvermeidung sowie Arbeiten trotz Unlustgefühl beweisen (Hassenstein 1999). Die Feststellung, bestimmte Handlungsimpulse seien in der menschlichen Natur verankert, steckt den Menschen keineswegs in die Zwangsjacke biologischer Determination. Im Gegenteil: Die Einsicht, wie weit bestimmte menschliche Verhaltenstendenzen (etwa die Trotzphase des Kindes) durch Impulse aus der menschlichen Natur mitbedingt sind, verbessert unsere Fähigkeiten, mit solchen Impulsen sinnvoll umzugehen.

Das menschliche Verhalten ist weder völlig ererbt noch ausschließlich erlernt. Der Mensch ist das Resultat seiner Erbanlagen und seiner Umwelt. Natur- und Kulturseite machen ihn zum Menschen. Jeder Mensch braucht z.B. für seine Intelligenz genetische Anlagen und eine Umwelt, in der diese sich entfalten können. Genetische Potenzen müssen durch die Sozialisation realisiert werden. Bei unseren Kindern gilt es also nicht, eine fehlende genetische Ausstattung zu beklagen und diese achselzuckend zu konstatieren, sondern der vehemente Einsatz für eine Verbesserung der Bildungsumwelt zur Realisierung der vorhandenen Anlagen ist angesagt.

Wenn die Information, die einem Verhalten zugrunde liegt, im Genom verankert ist, hat es als ererbt zu gelten. Das heißt jedoch nicht, daß es nicht durch Lernprozesse veränderbar, zum Beispiel zügelbar wäre. So besitzt ein Mensch angeborenermaßen unterschiedliche Bereitschaften, um Widerstände aggressiv zu überwinden und zu siegen. Nach vielfältigen Regeln lernt er jedoch während seiner kulturspezifischen Kindheit und Jugend mit aggressionsauslösenden Reizen umzugehen, auch seine Reaktionen hierauf – soweit es die Kulturwerte vorschreiben – zu zügeln. Man lernt aber auch in seiner Gemeinschaft und von seinen Vorbildern, in welchen Situationen Aggression angebracht ist oder nicht, gegen welche Gegner oder gegen welche kulturell geprägten Feindschemata sie sich richten soll. Jedes Lernen

wiederum findet auf der Basis eines ererbten, phylogenetisch erworbenen Lernmechanismus statt und ist allein innerhalb dieses Rahmens durch Umlernen aufgrund neuer Erfahrungen veränderbar. Deshalb können wir, auch wenn wir uns noch so bemühen, einer Schildkröte nicht das Lesen beibringen.

Die Glücksforschung, ganz aktuell von Hirnphysiologen, Philosophen und Biologen betrieben, zeigt uns, daß das unmittelbare Erleben, das Herantasten an neue Grenzen, ständiges anstrengendes Lernen von neuen Zusammenhängen, die Erfahrung von Bestätigung und Innovation höchst erfolgreiche Wege sind, unsere Glücksgefühle zu vermehren.

Ist die Suche nach Glück womöglich eine äußerst geschickte, naturgegebene Strategie der Evolution, um erfolgreich den Kampf gegen die menschliche Trägheit aufzunehmen? Um den Menschen anzuspornen, Neues in Angriff zu nehmen, sich an die Bearbeitung von bislang Unverstandenen zu machen? Lernen, das bedeutet das Anlegen neuer Nervenetze. Das kostet Energie. Unser überaus effizientes Gehirn versucht aber, Anstrengung zu minimieren. Will man vorwärts, dann muß genau diese Hürde überwunden werden. Und das scheint uns Menschen gelungen zu sein. Neue Erfahrungen, deren Erfolgsweg Anstrengungen mit sich brachte, werden durch Glücksempfinden dank ausgeschütteter Glückshormone belohnt. Sich diesem Tun immer wieder erneut zuzuwenden, wird also verstärkt. Die Suche nach Glück läßt genau hier die Chance aufkommen, daß wir immer weiter bereit sind, zu lernen, zu forschen und zu verstehen. Neugierig, wißbegierig auf der Suche nach neuen Lerninhalten und neuem Verständnis, das glücklich macht.

Der Mensch hat eine Natur- und eine Kulturseite, beide machen den Menschen aus. Wenn es uns um ein humanes Leben geht, müssen beide Wurzeln unseres Verhaltens berücksichtigt werden; auf beiden Seiten die Mäzene gefördert, auf beiden Seiten die Widersacher unterbunden werden (Hassenstein 1991).

3. Die menschlichen Vorfahren

Heute sind viele Humanwissenschaftler an einem Menschenbild, das dem Menschen als Natur- und Kulturwesen gerecht wird, interessiert. Die Humanethologie verspricht sich von der Betrachtung des frühen und des heutigen Menschen und von den Erklärungsversuchen seines Handelns keine Billigung oder gar Rechtfertigung für unser allzu oft asoziales, unmenschliches Tun. Eben kein perfektes Alibi, verschafft durch unsere uralte Biologie.

Wenn wir mehr Einzelheiten über die Anfänge sozialer Organisation des Menschen wissen wollen, als uns Ausgrabungen vermitteln können, wenden wir uns den traditionellen Gesellschaften zu. Es ist die Methode des Kulturenvergleichs, um Universalien, kulturübergreifende Gemeinsamkeiten menschlichen Verhaltens, kennenzulernen (Eibl-Eibesfeldt 1997). Die Lebensweisen der heutigen traditionellen Gesellschaften erleichtern uns die Vorstellung über unsere Vergangenheit, obwohl diese Menschen, wie wir, Angehörige der Spezies *Homo sapiens sapiens* mit allen intellektuellen Potentialen dieser Entwicklungsstufe sind, und deshalb nicht mit unseren stammesgeschichtlichen Urahnen identisch sind. Ihre Lebensweisen und sozialen Strukturen, wie sie etwa bei traditionellen

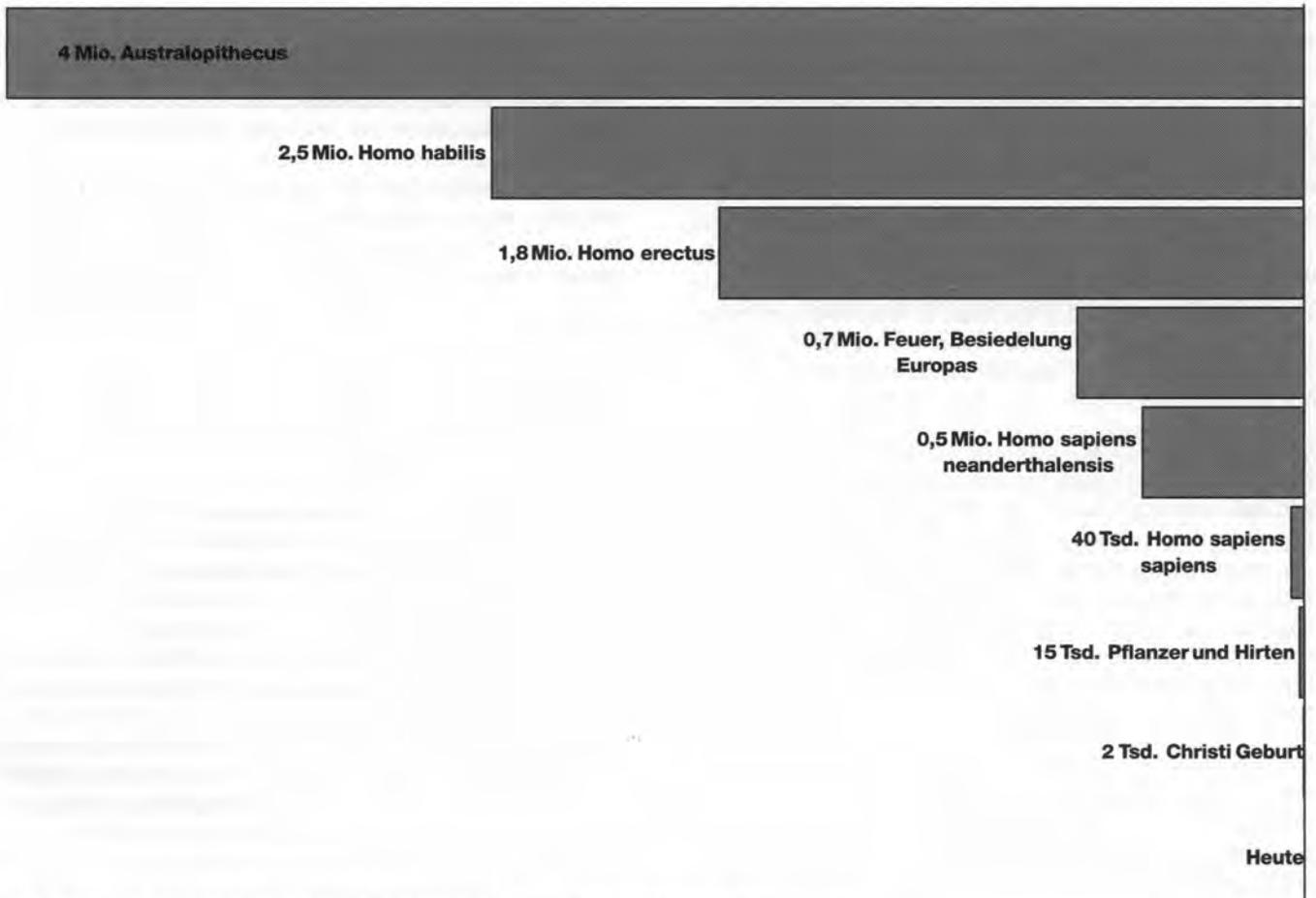


Abb.1: Maßstabgetreue Darstellung der Hominidenentwicklung bis zur Gegenwart.

Gesellschaften in Südamerika, Südafrika und in Neuguinea zu finden sind, scheinen jedoch nach unserem heutigen Kenntnisstand dem Leben unserer Vorfahren mehr zu ähneln, als dies unser Leben in den industrialisierten Großgesellschaften der Jetztzeit tut. Der auffälligste Unterschied ist das Fehlen »technischer« Zivilisation. Das ist auch der Grund, weshalb wir durch die Beobachtung und Analyse ihres Verhaltens versuchen, unser biologisch ursprüngliches Verhalten besser zu erkennen und dadurch auch eher verstehen zu lernen.

Welche Sozialstruktur dürfen wir gemäß dieser Ergebnisse bei unseren Vorfahren vermuten? Unsere Vorfahren lebten immer in Gruppen, anfänglich 30 bis 40 Individuen pro Sozietät, später maximal 100 bis 150 im geschlossenen Sozialverband. Anfangs, das waren 99% der bisherigen Menschheitsgeschichte (siehe Abb. 1), waren es typische Jäger- und Sammlergemeinschaften mit einer obligatorischen Aufteilung der Pflanzen, Kleintiere und hin- und wieder erbeuteten Jagdtiere unter den Mitgliedern der eigenen Gruppe.

Der Zusammenhalt der Gruppe war existentiell. Kommunikation ermöglichte die Koordination von Gemeinschaftsaktivitäten. Je besser die Verständigung zwischen den Gruppenmitgliedern funktionierte, was neben einer gemeinsamen Sprache eine überschaubare Größe und auch gemeinsame Vorstellungen über das Gruppenleben voraussetzte, desto stabiler wurde diese Sozietät. Allgemeingültige Gruppennormen und weitergegebene Traditionen dürfen vermutet werden, nachdem sich bereits bei sozial lebenden Tieren auf genetischer

Basis Gruppennormen in Form von altruistischem Verhalten zur Garantie des Gruppenzusammenhalts entwickelt haben. Bandstiftende, befriedigende Verhaltensweisen gewannen immer mehr soziale Attraktivität.

Es entstand ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, die vertrauten Mitglieder der eigenen Gruppe erweckten Sympathie. Erfolgreich abgeschlossene Rangordnungskämpfe stabilisierten die Gruppe. Gruppenidentität kam auf, ein Trend, der zwangsläufig Individuen, mit denen es zu keiner Verständigung kam, mit Skepsis betrachten ließ. Das konnten Außenseiter der eigenen Gruppe wie auch Fremde sein.

Bei der zufälligen Begegnung mit Fremden muß es sich keineswegs um Fremdenhaß, noch nicht einmal um Fremdenfurcht gehandelt haben. Zum Überleben wichtig wäre bereits eine unablässige kritische Aufmerksamkeit gewesen. Da unter Umständen alles von einer raschen Reaktion abhing, muß dieses Mißtrauen bereit gewesen sein, auf kleinste Anzeichen hin in Aggression oder Flucht umzuschlagen, begleitet von den Emotionen Haß oder Angst. Hierbei ist die Wahrnehmung »fremd« eine subjektive Empfindung (Zimmer 1993).

Und es gab mit Sicherheit auch Wettbewerb um Nahrung und Schlafplätze mit Vertretern anderer Spezies, aber vermutlich auch mit eigenen Artgenossen. Kooperation und altruistisches Verhalten unter den Mitgliedern einer Gruppe dürften bereits bei den frühen Hominiden aus Überlebensgründen mehr als nur wahrscheinlich gewesen sein. Wettbewerb und Koope-

ration werden von Anfang an das soziale Leben bestimmt haben.

4. Wir werden zwar als Menschen geboren, aber Menschlichkeit müssen wir lernen!

Nach unserem heutigen Wissen scheint die Humanität keine reine Erfindung der Kultur zu sein, da sie bereits auf den frühen Stufen der Evolution zum Menschen zumindest in Form kooperativen und altruistischen Verhaltens eine Überlebensnotwendigkeit war. Die Natur bot die für die weitere kulturelle Entwicklung zur Menschlichkeit nötigen ersten Voraussetzungen.

Gleichzeitig darf nicht vergessen werden: »So sehr auch die Menschlichkeit von manchen unserer Naturanlagen mitgetragen und unterstützt wird – als umfassendes, übergeordnetes Prinzip ist sie ein geistiger Entwurf, also eine Errungenschaft der menschlichen Kultur. Bei anderen Geschöpfen gibt es zwar einige Beispiele für Verhaltensweisen, die man – im übertragenen Sinn – menschlich nennen würde. ... Aber dies sind seltene Ausnahmen: Als Gesetz kennt die außermenschliche Natur keine Menschlichkeit; dieses Prinzip ist aus der Natur nicht abzulesen« (Hassenstein 1991).

Die Evolution hat uns zum Menschen gemacht, aber sie gibt uns keine menschlichen Normen und Werte vor, da sie sich jenseits von Gut und Böse abspielt. Von beobachtbaren biologischen Verhaltenszusammenhängen kann noch lange nicht auf erwünschtes Verhalten geschlossen werden. Werte müssen von uns entwickelt und Normen müssen von uns gesetzt werden. Es lohnt sich dennoch, die Wurzeln unseres Sozialverhaltens zu reflektieren, nicht um unser Tun besser entschuldigen zu können, sondern letztendlich, um unsere sozialen und ethischen Forderungen mehr in Einklang mit unseren biologischen Möglichkeiten bringen zu können.

Der Begriff die »Natur des Menschen« markiert die Alternative zur kulturellen oder geistigen Seite des Menschen. Beide müssen als primär unabhängige Wurzeln seines Handelns angesehen werden. Es gibt überwiegend oder fast rein biologisch bedingte und überwiegend oder fast rein kulturell bedingte Geschehnisse, in denen die jeweilige Komponente klar als eigenständiger Faktor hervortritt.

Lorenz und Eibl-Eibesfeldt haben besonders eindrucksvoll betont, daß gerade im Bereich des sozialen Verhaltens unsere Aktionen und Reaktionen zu einem beträchtlichen, aber bisher ungenügend bekannten Ausmaß durch stammesgeschichtliche Anpassungen determiniert sind. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen den »ungeheuren Erfolgen« des Menschen in der »Beherrschung der Außenwelt« und seiner »niederschmetternden Unfähigkeit«, die innerartigen Probleme zu lösen. Unser Verhalten entwickelte sich in jener Zeit, in der unsere Ahnen als pleistozäne Jäger und Sammler in Kleingruppen lebten. Wir haben uns biologisch in den letzten zehntausend Jahren nicht geändert, wir haben aber eine Umwelt geschaffen, für die wir nicht geschaffen sind. »Wir müssen uns kulturell an die neu geschaffenen Situationen anpassen und können es wohl auch, vorausgesetzt, wir wissen über die potentiellen Stolperstricke unserer phylogenetischen Programmiertheit Bescheid« (Eibl-Eibesfeldt 1988, 1966).

5. Mäzene und Widersacher eines vernünftigen und menschlichen Handelns

Wenn wir die Natur des Menschen betrachten, so hat sie in ihrem Verhaltensrepertoire »humane« Triebfedern, die es zu stärken gilt, andererseits aber auch innere Widersacher von Vernunft und Menschlichkeit, denen wir aber nicht ausgeliefert sind, gegen die wir vielmehr – nach Erkennen dieses Feindes in uns – den Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen können. Die Natur entwickelte die Vorstufen zur Humanität, doch das Ideal der Humanität ist eine Errungenschaft der Kultur! Um dieses Ideal aufrechterhalten zu können, müssen wir wissen, welche Anteile der menschlichen Natur es stützen und welche ihm zuwider laufen (Hassenstein 1991).

Welche Triebfedern der Naturseite sind zu fördern, um damit die Kulturseite zu stärken?

- Die *Spezialkompetenzen des Säuglings* für die Interaktion mit seinen Bezugspersonen und das angeborene, intuitive Elternverhalten dem Kind gegenüber, um beim beidseitigen Bindungsgeschehen, der Voraussetzung für jede spätere Beziehung, möglichst wenig zu stören.
- Alle für ein soziales Wesen wichtigen Impulse sozialer und emotionaler Kompetenz, an erster Stelle die *Strategien zur Kontaktregulation*.
- Die *angeborenen Strategien zum Spielen* und zum Erfahrungserwerb, ein naturgegebenes Programm, zur Entwicklung jedweden Fortschritts, das die Entfaltung von Kultur, Wissenschaft und Kunst möglich gemacht hat.
- Die *menschliche Denkfähigkeit*, deren Hauptfunktion darin besteht, etwas rein gedanklich durchzuspielen, ohne die mit dem Handeln verbundenen Risiken für sich oder andere eingehen zu müssen.
- Oder betrachten wir das Thema *Aggressivität*; auch hier sind förderungswürdige Aspekte zu finden, denn Aggression ist vielursächlich, sie hat positive Seiten für den einzelnen, für seine Sozialgruppe, für unsere Gesellschaft.
- Die *Aggression aus Frustration* sorgt die ganze Kindheit und Jugend dafür, daß Defizite bei der Befriedigung wichtiger Bedürfnisse sichtbar und dadurch auch behebbar werden. Sie ist oft die einzige Chance, die ein eingengt erzogenes, überbehütetes Kind hat, um auf seine Einschränkungen hinzuweisen, um sich bewegen, spielen, Neues ausprobieren und auch mal etwas Riskantes wagen zu dürfen.
- Die *aggressive soziale Exploration*, im Volksmund Trotzen, Provokieren genannt, ist eine für viele Altersgruppen typische, sehr wichtige Aggressionsform, bei der das Kind versucht, gegen alle Widerstände aggressiv anzugehen, um zu erfahren, wo sein Wille durchsetzbar ist, und wo sich unüberwindbare Grenzen herausbilden. Das Kind muß gegen soziale Regeln aktiv verstoßen und Reaktionen provozieren, um seinen alterstypischen Handlungsspielraum auszuloten, um soziale Orientierungshilfen zu erhalten. Versuche, diesen Konflikten auszuweichen, müssen weitere, verschärfte Provokationen bringen, da der Interaktionspartner bislang seine Antwort schuldig blieb. Nur das Setzen konsequenter, aber auch einsichtiger Grenzen schafft die so wichtigen klärenden Verhältnisse. Diese aggressiven Vorstöße sind nicht abzudressierende Ungezogenheiten, sondern ein wichtiger Teil des sozialen Lernens: die bestrafende Verweigerung einer Versöhnung

durch die Eltern nach einer wie wir gesehen haben – für die kindliche Entwicklung wichtigen Trotzreaktion und ebenso die antiautoritäre Erziehung, die dem Kind durch zielloses Gewährenlassen das Kennenlernen von wohl-tuenden Grenzen und damit auch von Sicherheitsgefühlen verweigert.

- Die *spielerische Aggression* als gruppenbindendes Element, als Kontakt- und Befriedigungsstrategie, die *Leistungsbereitschaft* im Wettstreit und die *Zivilcourage*, als einer der Grundpfeiler einer humanen Gesellschaft (Haug-Schnabel 1994).

Welche Triebfedern der Natur sind zu bedenken, die der Zivilisation und Kultur im Wege stehen? Wo brauchen wir Sozialisation und Kultur als entscheidende Hilfe, um mit unserer biologischen Ausstattung in der Umwelt, die wir uns ständig selbst verändern, leben zu können?

- Das *intuitive Elternprogramm* bleibt wirkungslos und somit seine entwicklungstragende Funktion, wenn fehlende Bindung, fehlende eigene und fremde Wertschätzung, Isolation, Kontrollverlust, Ohnmachtsgefühle und existentielle Not das Leben aufs Überleben einengen. Transgenerational wird Deprivation und Kampf weitergegeben. Um dies zu verhindern, muß die emotionale, soziale und kognitive Förderung eines jeden Menschen im Rahmen von Familienstrukturen ein Kulturziel höchster Priorität sein. Gewaltstudien zeigen den immensen Einfluß gelungener bzw. fehlgeschlagener Eltern-Kind-Interaktion auf die *Gewaltbereitschaft*.
- Die besondere Anfälligkeit des Menschen für aggressive Solidarisation stimmt mit einem Naturprinzip überein. Die Tendenz zur *Gruppenaggression* als Verteidigungsmaßnahme angegriffener Gruppenmitglieder und die Ausgrenzung von Außenseitern – Menschen der eigenen Gruppe, die anders denken, aussehen oder sich anders verhalten, also vielleicht den übrigen Gruppenmitgliedern gefährlich werden könnten – sind ursprüngliche biologische Phänomene von gefährlicher Dynamik, die den darüber unaufgeklärten und unerfahrenen Menschen blitzschnell in ihren Bann ziehen. Erst nach Bewußtmachen ihrer ererbten, unmenschlichen Seite können diese Spuren aus unserer Vergangenheit vom willensfreien Menschen überwunden werden.
- *Vernunft* ist einer unserer höchsten Werte, doch mißbrauchgefährdet und gerade, wenn es darauf ankommt, leicht verdrängbar.
- Angst zu empfinden und deshalb vor starken Feinden zu fliehen, im Notfall einen geschützten Platz aufzusuchen

und gefährliche Orte und Situationen zu meiden sowie riskante Verhaltensweisen zu unterlassen, sind äußerst wertvolle Verhaltensimpulse. Bei übermächtiger Angst – die Ausweglosigkeit der Situation vor Augen – entsteht Panik. Jetzt, in einer Situation, in der ein klarer Kopf besonders nötig wäre, unterdrückt panische Angst jedes vernünftige Nachdenken und setzt das für den Menschen typische Rettungsmittel, den Verstand, außer Kraft. Diese im individuellen und Gruppenverhalten immer wiederkehrenden Funktionszusammenhänge verhindern gerade in Krisen, werden sie nicht, wohlwissend um ihre Dynamik, willentlich unterbunden, vernünftiges Handeln.

Wie ist es angesichts der Natur des Menschen um einen Erziehungs- und Bildungsauftrag bestellt? Der Mensch ist von Natur aus lernbegeistert, vom frühesten Säuglingsalter bis ins hohe Alter. Das ist also nicht das Problem. Es geht um die Lerninhalte. Der Erziehungs- und Bildungsauftrag muß Erziehung zum Menschen, Bildung in Menschsein umfassen: Stärkung und Achtung der Persönlichkeit, Verantwortung, Vernunft, Friedensliebe, Humanität und Toleranz. Die Natur läßt Raum für Kultur. Die Pädagogik muß ihren Einsatz kennen. Dennoch sollte uns klar sein, wie dünn der Mantel der Zivilisation noch ist.

Literatur:

- Eibl-Eibesfeldt, I. (1966): Ethologie, Biologie des Verhaltens. S. 341-559. In: Gessner, F. (Hg.) Handbuch der Biologie. Bd. II. Athenaeon, Frankfurt.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1988): Der Mensch das riskierte Wesen. Zur Naturgeschichte menschlicher Unvernunft. Piper, München.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1997): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. Piper, München.
- Hassenstein, B. (1991): Zur Natur des Menschen: Innere Widersacher gegen Vernunft und Humanität? Wissenschaft und Fortschritt 41, 147-152 (Teil 1), 193-198 (Teil 2).
- Hassenstein, B. (1999): Verhaltensbiologie des Kindes. Wötzel, Frankfurt.
- Haug-Schnabel, G. (1992): Humanethologie. Die Biologie des menschlichen Verhaltens eine Disziplin auf der Suche nach einem Weg zwischen den Extremen. S. 491-496. In: Schmitt, M. (Hg.) Lexikon der Biologie. Bd. 10 Biologie im Überblick. Herder, Freiburg.
- Haug-Schnabel, G. (1994): Das neue biologische Aggressionsverständnis. Biologie in unserer Zeit 24 (5), Teil: Biologen in unserer Zeit, 65-70.
- Neumann, G.-H. (1979): Einführung in die Humanethologie. Quelle & Meyer, Heidelberg.
- Wuketits, F. M. (1990): Gene, Kultur und Moral. Soziobiologie Pro und Contra. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Zimmer, D. E. (1993): Die Angst vor dem Anderen. Teil I, Die Zeit 28, 23; Teil II, Die Zeit 29, 25; Teil III, die Zeit 30, 25.